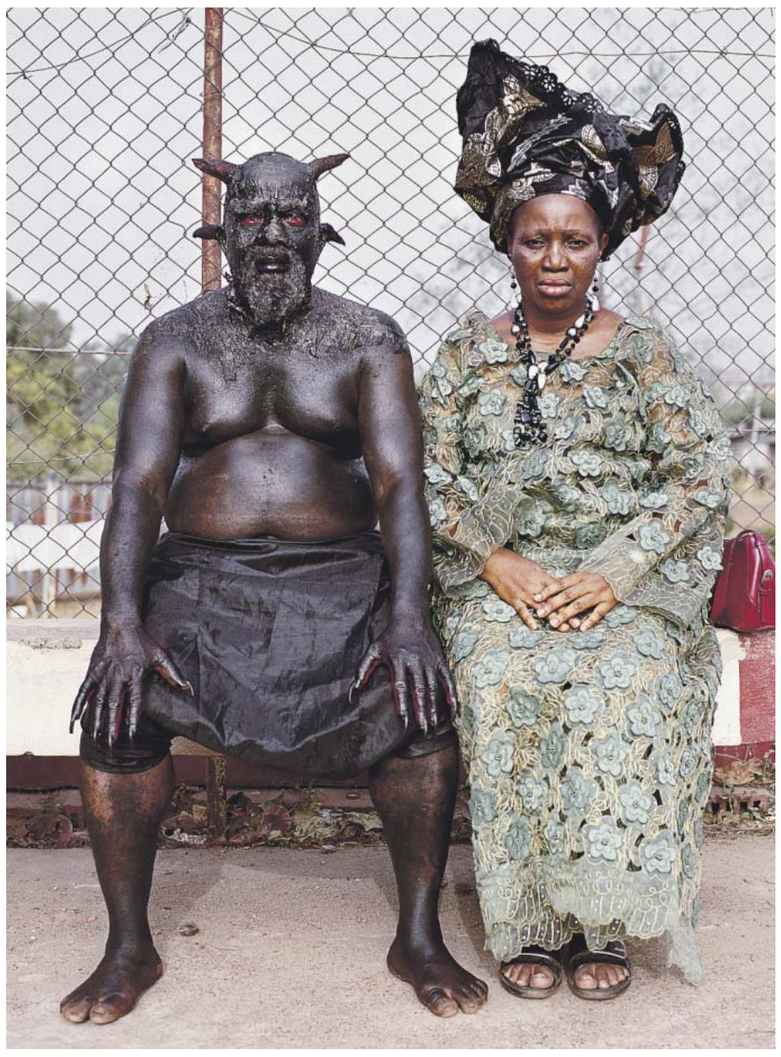
14. *Stadtplanung, wie sie nie stattfand – ein Modell von Downtown Los Angeles, das 1940 im Museum of Natural History ausgestellt wurde.* Foto Tom Zimmerman Collection



15. *Die Helden von Nollywood, das in Nigeria liegt – Schauspieler aus Filmen, die wir nie sehen werden.* Foto aus dem besprochenen Band

16. *Wem gehört der abgeschnittene Finger im Abfluss neben der Knochenmehlmaschine? Josef Hader ermittelt in „Der Knochenmann“.* Foto Cinetext

erzählt. Da ist der berühmte Brief, den der sechzehnjährige Proust an seinen Großvater schrieb, um Geld für einen zweiten Bordellbesuch zu erbitten, der erste habe in einem Desaster geendet (angeblich zerbrach er in der Aufregung einen Nachttopf und war dann nicht mehr in der Lage, den Akt zu vollziehen). Ihn liest Maar als ein Beispiel für die früh von Proust entwickelte Begabung der das eigentliche Geheimnis deckenden Offenbarung. Lebenslang sah sich Proust zum Versteckspiel gezwungen, das ihn zwar eine einzigartige Fähigkeit im Beobachten der anderen entwickeln ließ, eine beängstigende Begabung für die liebenswürdige Schmeichelei, die einwickelnde Freundschaft; die ihm aber vor allem dazu diente, seinen grenzenlosen Egoismus und seine infantile Verletzlichkeit, seinen Narzissmus und seine Gleichgültigkeit zu verbergen, besonders aber sein großes Geheimnis: dass seine Liebe Männern galt. Das bis zur Naivität Offenherzige ergäbe dann, so Maar, gerade das Versteck, in dem das Geheimnis seinen Platz findet.

Wie groß die Angst vor Enthüllung war, zeigt die Korrespondenz mit den Freunden, etwa mit Lucien Daudet (hier wird das Versteckspiel mit Abkürzungen betrieben, wie „m. g.“ für „mauvais genre“, einer Anspielung auf Männerliebe), werden verräterische Worte durch minutiöse Schilderungen zugedeckt, ist Proust um betonte Nachlässigkeit und Kühle des Tons bemüht. Und als Edgar Aubert, der wohl die erste große Liebe Prousts und Vorbild für Albertine, die Geliebte des Erzählers im Roman, war, an einer Blinddarmentzündung stirbt, fällt das Kondolenzschreiben geradezu stoisch aus – etwas, was bei dem sonst so gefühlsüberschwänglichen Proust aufhorchen lässt.

Prousts Roman ist zu großen Teilen nicht Erfindung, sondern Verwandlung; wie nahe Held und Erzählung dem Autor stehen, zeigen die Briefe, in denen Proust in der ersten Person von seinem Erzähler spricht (der ja Marcel heißt wie er selbst). Und da er einerseits so sehr aus dem Autobiographischen schöpft, andererseits seine sexuelle Neigung verschleiern will, verwandelt er die geliebten Männer eben in Frauen, wobei er manches Mal vergisst, Charakterzüge, Eigenschaften, Tätigkeiten und Interessen geschlechtsspezifisch anzupassen.

Berühmt geworden sind die hübschen jungen Fischerinnen; Maar nun folgt, mit großem Sinn fürs Komische, den Spuren der Kammerjungfer der Baronin Putbus – in der „Recherche“ das sich ewig entziehende erotische Ziel des Erzählers –, und er entdeckt in den Vorstufen des Romans lang ausgeführte Passagen, in denen Held und Kammerzofe nicht nur zusammentreffen, sondern sogar intim werden. Im Anschluss dann schlägt der Erzähler einen Ausflug im Automobil vor, und die Zofe erwidert begeistert: „‚Am liebsten mag ich Autos, Baccara, guten Wein und Pferderennen‘ – die typischen Interessen eines jungen Mädchens um 1900 eben“, schließt Maar lapidar.

Da er nicht erfinden konnte, musste sich Proust dem Unbekannten, von dem er erzählen wollte, aussetzen, durchstreifte er das verdunkelte, von deutschen Fliegern bombardierte Paris, dessen Nachthimmel die Scheinwerfer absuchten, besuchte er die Schwulenbordelle, um sadomasochistische Sexualpraktiken zu studieren. Und als er vom Tod und vom Sterben erzählen wollte, nicht nur aus der Perspektive eines Angehörigen, eines Trauernden, sondern aus der des Sterbenden selbst, ging er auch diesen Weg. Zwei Tage wartet Céleste Albaret, die Haushälterin, Sekretärin, Pflegerin, Gesprächspartnerin, Vertraute, die im Herbst 1913 in Prousts Haus kam und neun Jahre, bis zu seinem Tod, an seiner Seite lebte, ihn liebte und verehrte, in der Küche auf sein Klingeln. Zwei Tage hört sie nichts. Sie schleicht zu seiner Tür, lauscht. Nichts. Dann, endlich, am Abend des zweiten Tages, klingelt es. Bleich und erschöpft liegt Proust da, sagt: „Auch ich habe geglaubt, daß wir uns vielleicht nicht wiedersehen würden.“ Er hatte Schlafmittel genommen, viel mehr als sonst, um „den schwarzen Grund mit den Fingerspitzen“ zu berühren. Sie sprachen nie mehr darüber. *Bettina Hartz*

Michael Maar: „Proust Pharao“. Berenberg-Verlag, 79 Seiten, 19 Euro

14. Die Hölle und das Paradies

Kann schon sein, dass dort, wo die westliche Welt in den Pazifik übergeht, Hölle und Paradies näher beieinanderliegen als anderswo, dass dort die Fiktionen und Bilder, welche Hollywood produziert, organischer mit dem Alltag verschmolzen sind. Los Angeles ist nichts für mittlere Temperamente. Man hasst es, man liebt es, man verabscheut, wie Bertolt Brecht, „die nuttigen Kleinbürgervillen“, man fühlt sich, wie Jean Baudrillard, beim Landeanflug an Hieronymus Bosch erinnert. Man erfährt die Stadt, indem man mit dem Auto fährt, folgt den irrwitzigen Jump Cuts der Architektur und verliert sich im Zentrifugalen.

Darüber sind viele Bücher geschrieben worden, über „Los Angeles und die Auslöschung der Erinnerung“ (Norman M. Klein) und über die „City of Quartz“ (Mike Davis), aber wirklich sprechen lässt sich über die Welthauptstadt der Bilderproduktion natürlich nur in Bildern. Da sitzt Salvador Dalí in der Hotelbadewanne, Joan Didion lehnt lässig an ihrer Corvette, ungefähr zu der Zeit, als sie den Roman „Play It As It Lays“ schrieb, der wesentlich in den Arterien der Stadt, also auf den Freeways, spielt, Robert Kennedy liegt sterbend in der Küche des (längst abgerissenen) „Ambassador-Hotels“; da brennt 1965 Watts, 1992 toben die „Riots“, und grotesk verbogene Betonpfeiler erzählen vom letzten Erdbeben. Tankstellen wurden wie Kathedralen gestaltet, Hollywood war nichts als Farmland und Zitrushaine, und das einst dichteste Straßenbahnnetz der Welt verschwand spurlos, als Auto-, Reifen- und Ölindustrie den Verkehr nach ihrem Bild zu modellieren begannen.

Einige Bilder kennt man, viele hat man noch nie gesehen – doch es ist vor allem die Montage, die Komposition von mehr als fünfhundert Fotografien, welche dieses Buch so einzigartig macht, nach all den Bildbänden über Sunset oder Wilshire Boulevard, über die Architektur der vierziger Jahre, Art déco oder Hollywood. Bei diesem Stadtporträt schaut man zu, wie, gegen alle Teleologie, aus einer Mission und einem Viehzüchterkaff eine Industrie- und Hafenstadt wurde, eine Boomtown, eine Metropole des Glamours, eine Dystopie und Utopie des urbanen Raums zugleich. Zwischen der Farmerfamilie im Jahr 1862, aus dem das erste Foto stammt, und dem tanzenden Stahlgebirge von Frank Gehrys Concert Hall in Downtown liegen multiple Welten.

Die Texte des Buches, vorbildlich dreisprachig, erledigen brav und glanzlos die Chronistenpflicht, doch das ist egal. Man blättert durch die Zeiten, sieht die Nachtclubs am Sunset Strip, die Neonspektakel, die Hybris der Architekten, die Piers mit den Vergnügungsparks, die weit in den Pazifik ragten – und man sieht, wie Hölle und Paradies einander bei Sonnenuntergang treffen, wenn der Smog die Farbpalette phantastisch erweitert. *Peter Körte*

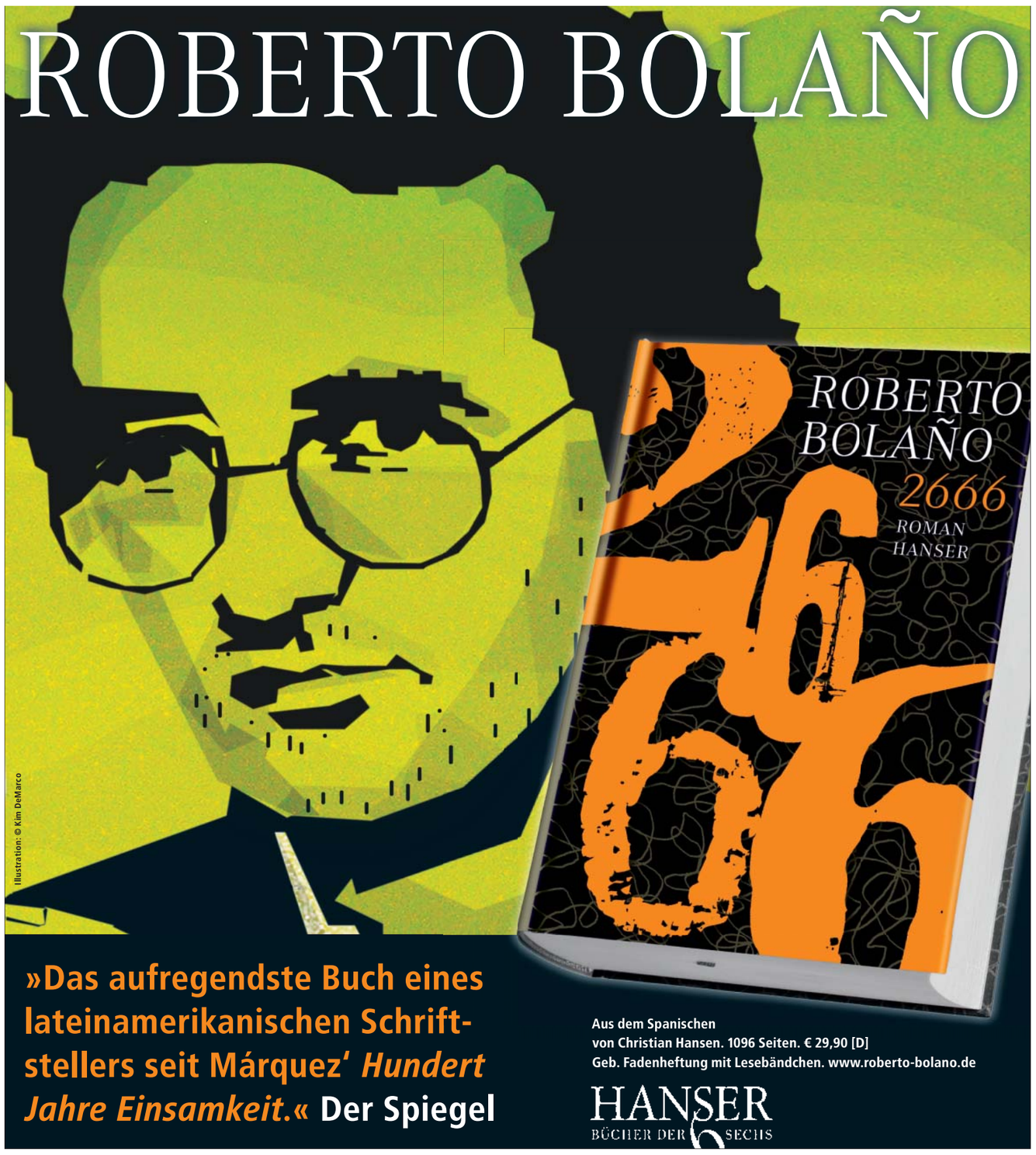
Kevin Starr / Jim Heimann: „Los Angeles - Portrait of a City“. Taschen, 572 Seiten, 49,99 Euro

15. Der Teufel und seine Oma

Dieser Bildband ist eine Verstörung und ein Glück – seine Helden sehen aus, als wären sie einem Traum entstiegen, den jemand träumte, dem wir nicht nachts auf der Straße begegnen wollen, es sind Teufel und Gespenster, wandelnde Leichen, und weil sie alle aus Afrika kommen, sind natürlich auch jene Wesen dabei, die wir, seit das Kino sie populär gemacht hat, Zombies nennen. So sachlich, wie diese Wesen in die Kamera schauen, merkt man gleich: Wir haben es mit ernsthaften Menschen zu tun, die einer seriösen Arbeit nachgehen. Es sind Schauspieler aus Filmen, die wir hier niemals sehen werden, Nollywood heißt der Ort, an dem sie wirken: das nigerianische Hollywood, wo, garantiert ohne Unterstützung durch Goethe-Institute, Entwicklungshilfeministerien oder Bono, billige Filme direkt für die DVD produziert werden, die aber mit dem Leben, dem Sterben und den Albträumen afrikanischer Städter wesentlich mehr zu tun haben als der nächste elegische senegalesische Filmfestivalsbeitrag. Pieter Hugo hat die Helden Nollywoods fotografiert, man sieht und staunt und freut sich, dass die nicht herauskönnen aus den Seiten. *Claudius Seidl*

„Nollywood“, Prestel, 39,95 Euro

16. Im Wirtshaus des Grauens

Es ist natürlich ein ziemlich übler Scherz, den der Verleih sich auf der Innenseite der DVD erlaubt, wenn er den Zuschauern als Zutat zu diesem makaber-komischen und überhaupt sehr österreichischen Film ein Backhendlrezept für vier Personen anpreist. Denn auf Backhendl hat man, wenn man den „Knochenmann“ gesehen hat, ganz sicher keine Lust mehr. Man nimmt das aber gerne in Kauf, weil Wolfgang Murnbergers Adaption von Wolf Haas' gleichnamigem Krimi zu den mit Abstand lustigsten Filmen gehört, die dieses Jahr im Kino liefen: Ein Inkasso-Auftrag führt den Ex-Polizisten Brenner (Josef Hader) in die Provinz; zum „Löschenkohl“, einer Backhendlstation, in deren Keller-Kühlraum der von Josef Bierbichler wunderbar gespielte Gastwirt als sanft-grausamer Patriarch herrscht. Brenner will eigentlich so schnell wie möglich zurück nach Wien, wäre er da nicht schon Teil der Wirtshausintrige, verliebt in die Schwiegertochter des Hauses (Birgit Minichmayr), und fände er im Abfluss der Knochenmehlmaschine nicht einen kleinen Finger. Das Landleben kann sehr unidyllisch sein, sagt dieser Film, und man kann nie sicher sein, wen oder was man in der Gaststube eben noch gegessen hat. *Julia Encke*

Wolfgang Murnberger: „Der Knochenmann“, DVD, Twentieth Century Fox Home Entertainment